

Adolf Stäbli

Verlag des Art. Institut Orell Füssli Zürich



Landschaft aus der bairischen Hochebene (1880).
Besitzer: Zürcher Kunstgesellschaft.

Adolf Stäbli

als

Persönlichkeit.



Von

Walther Siegfried.



Zürich.
Verlag Art. Institut Orell Füßli.
1902.

Die herrliche Vereinigung Stäbli'scher Werke in Zürich hat eine mächtige Sprache zu uns geredet. Eine solche Fülle von Poesie, Kraft und Schönheit geht von diesem Schaffen aus, daß man mit tiefer Bewegung erkennt, was für eine Künstlerseele da durchs Leben gegangen ist und in der Natur ihren Vertrauten, ihren Freund gefunden hat. Im düsteren Kampf wie im seligen Schauen hat Adolf Stäbli an ihrem Herzen gelegen. Die Natur war ihm Nähe des Ewigen, sie war ihm Gottes vernehmbarstes Wort. Und wenn sie im friedlichen Sonnenschein und im verheißungsvollen Frühlingsweben ihm weniger nahe stand, als wenn der Herr im Wettern aus ihr redete, oder das Ahnungsvolle in stummem Brauen über der Erde hing, so ist das nur das Widerspiel seines eigenen Lebens. Denn wahrlich, graue Lüfte und schwere Wolken haben düster genug auf diesem Dasein gelastet, und daß die seltenen Sonnenstrahlen dann nur umso reiner und verklärter schimmerten, ist das schönste Zeugnis für dieses Künstlers unverwüstbar kindliches, dankbares Gemüt!

— Man hat in der Schweiz wenig Gelegenheit gehabt, die persönliche Bekanntschaft Adolf Stäblis zu machen. Seine zeitweiligen Besuche in der Heimat währten kaum mehr als ein paar Wochen und galten den beiden Schwestern, mit denen er bis zu seinem Tode

innig verbunden blieb, und den paar Freunden und Bekannten aus der Jugendzeit. Aber von Denen, die länger oder kürzer in München lebten und ihn dort sahen, drang immer dieselbe Schilderung in die Heimat: daß in ihm ein Landsmann draußen lebe, auf den man nicht nur als Künstler, sondern vor allem auch als ganz prächtigen Schweizer stolz sein könne. Von seiner Anspruchslosigkeit bei dem hohen Ansehen, das er genoß, von seinem kraftvollen, aber etwas weltscheuen Wesen, von seinem Humor, — dem goldenen Lachen des Melancholikers, — von seinen trefflichen, originellen Aussprüchen wurde Manches erzählt, aber einen lebendigen Eindruck der Gesamtpersönlichkeit besaß man deswegen doch noch nicht.

Nun ist er geschieden, und zu uns kam sein reiches Lebenswerk und enthüllte uns vollends, was die Schweiz an Adolf Stäbli besessen und verloren.

Da ist es denn begreiflich, daß allgemein das Bedürfnis laut wurde, aus zuverlässiger Quelle jetzt auch ein Bild des Menschen zu empfangen, und die Kunstgesellschaft hat es sich angelegen sein lassen, diesem Wunsche Erfüllung zu verschaffen. Sie wandte sich an einen der nächsten Freunde und Landsleute Stäblis in Deutschland, bei Dem er sich als Künstler wie als Mensch in den letzten anderthalb Jahrzehnten wohl am häufigsten und vertrautesten ausgegeben hat, und versuchte, Denselben zum persönlichen Vortrag an der Gedenkfeier zu bewegen. Leider ist das nicht möglich ge-

worden, da der Angefragte öffentliches Sprechen als außer seiner Natur liegend erklärte. Dagegen wurde uns nach Beseitigung einer Schwierigkeit, die in der Aufgabe selbst lag, der schriftliche Versuch einer Schilderung Stäblis angeboten, und wir glaubten um so bestimmter zugreifen zu sollen, als uns versichert wurde, ein lebendiges Bild seines eigenartigen Wesens könne überhaupt nur gegeben werden, wenn ihn Jemand aus der Intimität heraus zu schildern in der Lage sei.

Von dieser Bedingung war eben auch der angefragte Freund durchdrungen, und darum hatte es ihm zuerst widerstrebt, unserem Ansuchen zu willfahren. Ihn beschlich das Gefühl, ein vertrautes Verhältnis werde damit gleichsam öffentlich hinterher preisgegeben, bis wir durch unsere Gegenvorstellung seine Bedenken besiegten: daß die Mitteilungen, die er, und gerade nur er in der erwünschten Weise geben könnte, in diesem Augenblick ein warmes Interesse in Zürich befriedigen würden und mit durchaus pietätvoller Aufnahme in weiten Kreisen rechnen dürften. Darauf sind wir in den Besitz nachfolgender Aufzeichnungen gelangt.

Man kann kaum vor eine schwerere Aufgabe gestellt werden, als die ist: das menschliche Bild Adolf Stäblis nachträglich Denen lebendig zu machen, die ihn gar nicht gekannt haben, die nicht wenigstens einen ungefähren Eindruck von seiner Persönlichkeit besitzen. Denn zum Ersten war diese Persönlichkeit eine einzigartige, und man vermag fremder Vorstellung nicht

dadurch nachzuhelfen, daß man Stäbli andern, allgemein bekannten Männern in Aehnlichkeit und Unähnlichkeit vergleicht. Er war einzigartig schon dadurch, daß er typisch die Eigenschaften des Schweizers in sich faßte, gleichzeitig aber, dank seiner durch und durch künstlerischen Natur, ein völlig freier, über alle Vorurteile hinaufgeläuterter, großzügiger Mensch geworden war, — und er war einzigartig in der Weise, wie er sich äußerte. Durch die eben erwähnte Mischung erschien er den Schweizern zeitlebens als ein lieber, prächtig treu gebliebener Landsmann und imponierte er den Deutschen als weitherziger Kulturmensch und Künstler.

Eine zweite Schwierigkeit, von ihm zu erzählen, liegt darin, daß er so gar nicht erzählbar gelebt hat. Er war ein stiller Erdenbürger, nach Außen anscheinend ein verschlossener Mann, der Niemanden mit dem behelligen wollte, was er in sich herumtrug. Er hat auch nie das Bedürfnis gefühlt, weder seine künstlerischen Ueberzeugungen, noch seine persönlichen Erfahrungen, seine Kämpfe, sein Leid, sein Glück niederzuschreiben. Er malte, was er Bedeutendes zu sagen hatte. Daneben bedurfte er einzig vertrauter Freunde. Da gab er sich aus. Er war bei allem Reichtum und aller Mannigfaltigkeit seines Wesens der „privateste“ Mensch, der sich denken läßt.

Wo soll unter diesen Umständen das Material hergenommen werden, ein nach Außen wirksames Bild von ihm zu entwerfen? Adolf Stäbli war nur als Künstler

bestimmt, ins Allgemeine zu wirken; sein Mensch ging mit dem Menschen unter für Alle, die ihn nicht im Leben genossen. Wie man ihn auch hinterher zu schildern unternimmt, wird man ihm immer das Beste schuldig bleiben. Der eigentlichste Wert und Reiz seiner Persönlichkeit bestand eben in einem Fluidum, im Zauber seiner Güte, seiner Warmherzigkeit, seines geistreichen Treffens, und ebensoviel lag immer in der Art, wie er die Dinge sagte, als in dem, was er sagte. Seine originelle Ausdrucksweise ist — echt künstlerisch — die unentbehrliche Ergänzung des Inhalts gewesen, und die Tonart seiner Bemerkungen klang jederzeit so unübertrefflich mit der Situation zusammen, daß davon losgerissen, noch so viele Stäbli'sche Citate keinen richtigen Begriff geben können, wie köstlich das lebendige Wort gewirkt hat.

Wenn ich trotz dieser klar vor mir liegenden Schwierigkeiten es unternehmen soll, dem Verlangen entgegenzukommen, das von Zürich aus so dringlich an mich gestellt wird, und eine Schilderung des Dahingegangenen zu versuchen, so weiß ich der Aufgabe in der That nicht anders beizukommen, als indem ich das Bild, das nun einmal auf die Entfernung keine Wirkung besessen, eben aus der Nähe zeichne, so, wie es den Freunden erschien und mir persönlich vom ersten Eindruck bis zum sanften, freundlichen Erlöschen vor der Seele steht.

Stäblis äußere Erscheinung ist Ihnen durch das ausgestellte Portrait von der Hand seines Freundes

Ernst Zimmermann gezeigt worden. Das Bild befindet sich im Besitz der aargauischen Regierung, die es nebst der großartigen Birkenlandschaft in den letzten Jahren erst erworben hat. Stäbli ist ja ein Sohn des Aargaus, von Brugg, wenn auch in Winterthur aufgewachsen. Es ist viel Vortreffliches in jenem Portrait; denn Zimmermann kannte aus jahrelangem, täglichem Verkehr diesen Kopf, mit seinen tiefen Furchen, mit den großen, blauen „Schwimmaugen", den üppigen rötlichen Locken und dem gleichfarbigen Bart. Ein Kopf, der mit allen Muskeln ausdrucksfähig war. Das liebste, gütigste, heimeligste Gesicht erfreute an Stäbli, wenn er sich in heiterer Stimmung befand, aber dann wieder konnte er in der Erregung oder in der Schwermut so aussehen, daß die Freunde behaupteten, er gleiche Michelangelo. Davon kam Stäblis Scherzname „Michelangelöli", den er bescheiden mit der Replik weiter reduzierte: „Ja ebe de säb Löli!"

Dagegen gibt das Zimmermannsche Bildnis von 1893 keine Vorstellung von der straffen, schlanken Figur Stäblis und den merkwürdig jugendlichen Schultern, die bis in die späteren Jahre den vorzüglichen Turner erkennen ließen. Die ganze Haltung erscheint in Zimmermanns Darstellung nachdenklicher, in sich versunkener, als sie in Wirklichkeit gewesen ist. Erst in den letzten Zeiten, als Stäbli schon viel mit seiner Gesundheit zu thun hatte, verlor er die auffallende, fast elegante Elastizität, die ihn in aller Bescheidenheit der Kleidung



Maienregen (1896).
Besitzer: Frau Dr. Mayenfisch, Zürich.

jederzeit als ausgesprochenen Herrn, nie als gewöhnlichen Mann erscheinen ließ. Seine Hände und seine Füße waren außergewöhnlich klein Er ging charakteristisch. In guter Stimmung eines sehr leichten Schrittes, oft unendlich behaglich schlendernd, den Kopf im Nacken, wie Einer der weiß, daß die ganze Welt ihm nicht mehr sagen kann, als was er im eigenen Innern besitzt; bei seelischem Unbehagen dagegen seltsam schleppend, zaghaft, geduckt, fast tastend.

— Als ich ihn kennen lernte, Mitte der Achtzigerjahre, stand er menschlich und künstlerisch in seiner besten Kraft. Es war an einem Sonntagabend im November, und ich war erst kurz zuvor nach München gekommen, als ich durch einen Maler zum ersten Male in die Veltliner Weinstube der Frau Vettiger in der Luitpoldstraße, die Künstlerkneipe des Stäbli- und Froelicher'schen Kreises, mitgenommen wurde. Beim Eintritt gewahrte man über das erste Zimmer mit den Tagesgästen hinweg einen zurückliegenden zweiten Raum, durch einen Mauerbogen getrennt und mit einem roten Vorhang abschließbar. An jenem Abend war der Vorhang zurückgezogen, und in einem leichten bläulichen Rauch bewegten sich dort hinten lebhaft viele Köpfe und Hände und schimmerte über der dunklen Vertäfelung aus einfachem Rahmen eine prachtvolle Landschaft herab, die auf den ersten Blick nur ein Stäbli sein konnte. Der Raum erwies sich beim Nähertreten schmal genug für die vielen Insassen, die teils dicht nebeneinander auf der Wandbank,

teils gegenüber auf Stühlen an einem einzigen langen Tische saßen. In einem kleinen Winkel ohne Ausgang, der sich an dieses Nebenzimmer anschloß, saßen zwei Herren abseits beim Schach und wurden bei der Vorstellung der Neuangekommenen einstweilen übergangen. „Das ist der Stab," hieß es, „der spielt mit Dr. Bayersdorfer — dem Konservator der alten Pinakothek — sein Schach zu Ende."

Also das war Stäbli! Nun, der hatte den Kopf, der zu seinen Landschaften paßte! Bald darauf erschienen die beiden Spieler und setzten sich wieder zu ihrem Schoppen unter die Andern zurück. Es fiel mir alsbald auf, mit welcher Wärme Stäbli von allen Seiten behandelt wurde, wie merklich sein Wort galt. Bald schweizerdeutsch, bald hochdeutsch machte er Bemerkungen dahin und dorthin über den Tisch, die sämtlich ein liebevolles und dabei urnatürliches Gepräge hatten. Neben ihm saß sein Freund Otto Froehlicher, die stämmige Schweizerfigur mit dem ehrenfesten Aussehen und dem grundgescheiten Gesicht, gegenüber der siebzigjährige badische „Hofmaler" Dürr mit seinem jungen Sohne, dem unlängst verstorbenen Akademieprofessor Wilhelm Dürr; dann waren da: der Kupferstecher Burger, die Maler Dr. Otto Gampert, Prof. Ernst Zimmermann, Emil Keyser, Ludwig Dill, Ludwig Herterich und Fritz Voellmy; der Sänger Gmür, die Dichter Martin Greif und Julius Grosse und ein junger Mediziner aus der Pfalz, Lehmann, der später der Leibarzt des Kreises wurde und über Stäblis Gesund-

heit bis zum Tode mit treuer Besorgtheit gewacht hat. Und diese Alle, vom Siebzigjährigen bis zum Zwanziger, hatten das Ansehen einer Familie, die des Abends fröhlich beim Lampenschein sitzt. Das konnte man in der „Veltlinerei“ überhaupt sehen: wie unter Künstlern die Jahre wenig bedeuten, wie da innige Freundschaftsbeziehungen bestehen können zwischen Solchen mit zehn und zwanzig Jahren Altersverschiedenheit. Auch der reife Künstler bleibt eben jung, weil er vor jeder neuen großen Aufgabe sozusagen von vorn anfängt und so die Entstehungsnöten und das Ringen des Jüngsten immer wieder teilt. Daher das tröstliche Verständnis, das die Jungen bei den Alten fanden, daher die wertvolle Klärung und Ermutigung, die man sich in diesem Kreise gegenseitig zu bieten hatte.

(Das Jahr 1901 hat ihn leider für immer zerstört, indem der Tod mit fünfen der Besten grausige Ernte hielt: Stäbli, Ernst Zimmermann, Bayersdorfer, Wilhelm Volz und Arthur Langhammer.)

Die Unterhaltung bewegte sich an jenem ersten Abend viel in Erinnerungen. Die Aelteren erzählten vom Maler Severin, einem verstorbenen Zugehörigen, von Heinrich Leuthold, von andern Geschiedenen und Fortgezogenen, und während in Allem, was Stäbli Charakteristisches von ihnen erwähnte, das Wohlwollen hervorstach, ergötzte an Dr. Bayersdorfers gleichzeitigem Beleuchten der Kehrseiten der geistreiche, gepfefferte Sarkasmus. Später lernte ich hochschätzen, wie viel mehr man

in der „Veltlinerei“ im Allgemeinen über Dinge, als über Personen sich unterhielt, und wie alles Menschliche hier, als von Künstlern, mit einer schönen Weitherzigkeit beurteilt wurde, weil Jeder selber genugsam durch Kämpfe gegangen war, um auch da noch zu verstehen und zu verzeihen, wo die Welt längst nicht mehr mitgehen kann, aber um so leichtfertiger aburteilt.

Da es Sonntagabend war, füllte sich der kleine Raum allmälig stark mit Zuzug von Bekannten, die während der Woche diese Künstlergesellschaft nicht besuchten. Die Ueberzieher und Hüte türmten sich der Wand entlang übereinander, daß sie mit den vielen Menschen zusammen den Klang der Stimmen ganz dumpf machten; und in dieser gepolsterten Enge und familienstubenhaften Intimität hieß es plötzlich: „Der Stab soll singen!“ „Nun Dill! so nimm halt deine ‚Klampfen‘,“ gab Stäbli gutmütig zurück, und an der erwartungsvollen Vergnüglichkeit, die nun über alle Gesichter ging, sah ich, daß das etwas Besonderes werden müsse. Dill stimmte die Guitarre, und man verlangte den „Ritter Kunibert von Eichenhorst.“

Aber da wären wir denn glücklich an so einem Punkt, wo es mit aller Schilderung aus ist.

Wer Stäbli nie solche Balladen und Moritaten zur Guitarre und mit teilweiser Begleitung des Chores hat vortragen hören, kann gar keinen Begriff haben, zu was für einer Kunstleistung an charakteristischem Ausgestalten er solch einen Schund erhob. Seine musi-

kalische Sicherheit ermöglichte ihm, mitten in der grausigsten Schilderung die verwegensten Verzierungen: Triller, Arpeggien und Rouladen anzubringen; die Modulationsfähigkeit seines Organs, eines hellen, hohen Barytons, befähigte ihn, das Grausen und Schlottern gleich haarsträubend zum Ausdruck zu bringen, wie er in unvergleichlich zähreureicher Süßlichkeit die Strophen vom Ritterfräulein „Klara, jung und schön", oder von der Dame Leonore „mit dem rabenschwarzen Lockenhoore" zu säuseln verstand. Er erging sich, streng im Bänkelsängerstile, in jeglichen dazugehörigen Freiheiten, wurde aber in den kühnsten Ausladungen nicht einen Augenblick musikalisch unrein.

Seine größte Darbietung dieser Art ist die „schauderhafte Ballade vom Verwalter Petrowitsch" gewesen, unvergeßlich Jedem, der sie einmal gehört. Wenn er da anhob:

„G r a s s e Thaț, voll Furcht und Schrecken,
„Die des Forschers ernstem Blick,
„Sich in Rußland muß entdecken:
„Vor dir schaudern wir zurück!
„O wie tief hüllt hier ein Vater
„Sich in Nacht der Rachsucht ein,
„Schrecklich Unerhörtes that er,
„Und das will ein Vater sein?"

so streckten Alle die Köpfe, weil Keiner eine Miene, ein Zucken in Stäblis Gesicht verlieren wollte. Hier erreichte er die Wirkung der höchsten Komik durch die

Vortäuschung seiner eigenen völligen Hingerissenheit in Schauder und Entsetzen. Wie er da die Stimme in hohlem Tremolo beben lassen konnte, wie die Augen rollten, der Mund sich zu grausigem Fletschen verzerrte, wie er sein Lockenhaupt schüttelte, daß die roten Büschel förmlich gradauf zu lohen schienen, das war Alles aus einem Guß, das macht ihm Niemand nach.

Wie wundersam berührte im Gegensatz dazu sein Vortrag volkstümlicher Lieder von einer gewissen Biedermeierischen Sentimentalität, weil da nicht mehr zu unterscheiden war, inwiefern er eigentlich bei diesem Genre drüberstehe, und inwiefern er selber von dem altmodischen, romantischen Zauber dieser Weisen hingenommen war! Halb klang es rührend schön, naivpoetisch, halb schien es doch nur schalkhaft gemeint; bald lachte er die Andern mit den Augen an, bald wieder wurde sein Gesicht heilig ernst. Ein solches Lied, „Der Fuhrmannsbub" betitelt, schildert die Morgenfrühe im stillen Wald. Wer Stäbli die Strophe hat singen hören:

„wie da die Hirsch' und Reh'
über die Straß'n hinziehn,"

dem zitterte aus der Stimme die ganze heilige Naturliebe des großen Landschafters und innigen Menschen entgegen.

Und so eben, in seinen verschiedensten Aeußerungsgebieten zusammen gesehen, war Adolf Stäbli erst der ganze Stäbli. Es war so viel in ihm, daß Wort



Nachtstimmung (1878).
Besitzer: Frl. A. u. J. Stäbli, Aarau.

und Gebärde, Malen und Singen zum Mittel dienen mußten, um Alles zum Ausdruck zu bringen.

Wer hat sodann wie er die Eigentümlichkeiten und die Laute der Tiere studiert und wiederzugeben verstanden! Was für Bilder führte er da vor! Zum Beispiel das Bärlein im Zwinger, wenn es sein stoßweises Zahnweh kriegt, die Pratze ins Maul steckt und stöhnt; — oder: den Elephanten, wie er hin und herwackelt, um etwas Gutes zu kriegen. Eine Form der Bitte, die Stäbli selber oft plötzlich bei Tisch anwandte, wenn er von etwas, was ihm schmeckte, noch mehr haben wollte. Seine Glanzleistung aber, unübertrefflich an Echtheit, waren die sechs jungen Säulein am Trog. Da legte er zuerst der ganzen Tischkante entlang kleine Brotbrocken hin und begann dann, erst piano und manierlich, zu schnuppern und zu suchen, dann mit steigender Freßgier und Mißgunst zu grunzen, zu quietschen, zu schreien und zu schlürfen, bis sich das Sextett zum wildesten Lärm des Vorwegschnappens und Verschlingens steigerte, sodaß man glaubte, die Tiere leibhaftig sich stoßen und drängen zu sehn. „Stäbli, mach d'Sau!" war denn auch eine so unverfängliche Bitte, wenn man im Freundeskreise besonders fröhlicher Laune war, wie das Verlangen, er solle ein Lied singen. Und eines Tages mußte er mit dieser Virtuosität sogar in der Künstlergesellschaft „Allotria" vor großem Publikum auftreten, freilich nicht erkennbar als Adolf Stäbli, sondern eingenäht in die vollkommene Hülle einer

Sau. Es war am Jubiläum des Generalmusikdirektors Levi, zu dem der ausgezeichnete Dirigent der Münchner Hofoper und der Bayreuther Festspiele, der einer Rabbinerfamilie entstammte, als alttestamentlicher Levit erschien und die Glückwünsche der christlichen Heiligen entgegennahm. Unter Diesen durfte natürlich der heilige Antonius von Padua mit seinem Schwein nicht fehlen, und da war denn Stäblis Mitwirkung unentbehrlich. Der Jubel über die Leistungen des Tieres ließ aber seine Beliebtheit in so neuer Weise sich steigern, daß er hinterher sagte: „Mi's Sau-Renommee faht mi jetz doch bald a geniere!"

— Welches typische Doppelleben des Künstlers! wenn man ihn so sah, des Abends, unter Freunden, die Guitarre zur Hand, den Becher an den Lippen, leuchtend, sonnig, zu Allem bereit, ein goldenes Wort für Jeden, — und wenn man den Tag dagegen hielt, und jenen Menschen Stäbli, wie ihn seine Atelierwände sahen, oder die grauen winterlichen Straßen Münchens, oder die einsame Umgebung der Stadt! Den Menschen, der seinen Tag lebte mit den düstersten Kämpfen der Menschenseele, mit den innern und äußern Nöten des Künstlers. Welche Sprünge, von kindlicher harmloser Fröhlichkeit zu finsterem Unmut, von prächtigem Stolz zu bitterer Niedergeschlagenheit!

Ich kannte, als ich damals in seinen täglichen Verkehr gelangte, von seiner Lebensgeschichte noch wenig; ich habe sie erst mit den Jahren erfahren. Er selber hat

selten genug, und eigentlich nur vor den Allernächsten gelegentlich davon gesprochen. Ich stand nur seit meinen Knabenjahren im Banne seiner Kunst und wußte von seinem Entwicklungsgange, daß er ihn von Winterthur zuerst zu Koller nach Zürich, von da nach Italien, Dresden und Paris geführt hatte, und daß Stäbli unter dem Eindruck der großen Landschafter von Fontainebleau, vorab von Theodor Rousseau, seine eigentliche Klärung und Festigung gefunden hatte, um schließlich 1868 für immer in München zu landen.

Aber was für schreckliche Zeiten er in München noch durchzumachen gehabt, davon ahnte ich nichts, und die tiefen Furchen seines Angesichts erklärten sich mir erst ganz, als ich von jenen Jahren der Not und des Hungers nähere Kenntnis erhielt, von Zeiten, in denen es ihm so schlecht ergangen war, daß er überhaupt kaum hatte existieren können. Einzig das Gefühl der unverbrüchlichen Treue gegen sich selbst hatte ihn damals noch gestützt und das innere Feuer für die Kunst noch warmgehalten. Monate hindurch hatte er thatsächlich nicht mehr gewußt, wie er sich ernähren sollte. Er schleppte sich nur so dahin auf Kredit, aber es war ein Kredit, der ihn bloß abends kneipen ließ, wo seine Anwesenheit den Anziehungspunkt für eine ganze Schaar bildete, der ihm aber keinen Mittagstisch verschaffte. Es kam so weit, daß Stäbli sich über Mittag in seine Stube verschloß, damit nur Niemand die ganze Schwärze seines Mangels gewahre. Aber ein Menschenkind er=

riet sie doch: das Dienstmädchen seiner Logisleute, das sich fragte, warum denn der Zimmerherr jeden Tag über die Essenszeit nach Hause komme? Und eines Mittags fand Stäbli beim Hereintreten ein Schüsselchen Suppe neben das Bett gestellt. Die Mittagssuppe dieses Mädchens. Er aß sie. Und er aß, ohne daß ein Wort zwischen den Beiden fiel, eine ganze Zeit hindurch jeden Tag diese Suppe, sonst wäre er sicher zu Grunde gegangen. Er lebte von der Gnade der Dienstmagd, — er, der Ueberfeinfühlige! Und doch hat es ihn nicht gedemütigt, das weiß ich aus seinem eigenen Munde, weil das menschlich Schöne darin ihn beglückte und versöhnte. Ueberhaupt war ihm diese momentane äußere Not an sich nicht das schwerst zu Ertragende! Sie begann ihm erst dadurch zu einem entsetzlichen Gespenst zu werden, daß er allmählich unverkennbar ihren lähmenden Einfluß auf seinen Körper und seine künstlerische Spannkraft feststellte. Aufsteigende Zweifel fingen an, ihm die Ruhe zu rauben: wann und wieso das überhaupt wieder einmal anders kommen sollte? Was er in seinem Schaffen anstrebte, stand ja der Mode jener Zeit so entgegen, daß er auf keine Aufträge rechnen durfte! Die Zweifel und inneren Kämpfe aber, die einen Menschen von seiner Begabung und Seelentiefe in den Jugendjahren heimsuchen, und das heiße künstlerische Ringen um den Ausdruck für das, was er in seinen Werken sagen wollte, nahmen damals ohnehin schon


POL

seine ganze Lebenskraft in Anspruch und stürzten ihn in Anwandlungen von schwarzer Melancholie. Und jetzt drohte das Fundament der Lebenskraft selber durch den andauernden Mangel am Nötigsten unterhöhlt zu werden!

In jenen Jahren hat Stäbli seine großen inneren Erfahrungen gemacht; von dorther stammte der schwere Reichtum seines Gemütslebens und die stolze Festigkeit des Künstlers, der vor sich selbst erprobt dastand.

In der Mitte der Achtzigerjahre waren diese Zeiten überwunden. Stäbli konnte schon mit ziemlicher Sicherheit auf den Verkauf aller seiner Bilder rechnen, bald mit ordentlichen Einnahmen, dazwischen allerdings immer wieder zu viel zu billigen Preisen, wenn er momentan Geld brauchte. Er selber hat immer lächerlich bescheiden fordern wollen; es waren die Freunde, die mit Vorstellungen, und wenn es nicht anders ging, mit Schelten Ansätze erzwingen mußten, die doch einigermaßen im Verhältnis zum Wert dieser Kunstwerke standen. Dr. Bayersdorfer, als erfahrener Fachmann, verhieß damals schon, daß diese Landschaften, die zu 800, 1000 und 1500 Mark fortgingen, nach Stäblis Tod einst mit Tausenden begehrt sein würden. Aber erst in den letzten Lebensjahren hat Stäbli glauben lernen, daß 4000, 6000 und 8000 Mark keine unbescheidene Forderung für eine seiner Landschaften in großem Format sei, und dann noch war er jedesmal kindlich beschämt, wenn solch ein Betrag wirklich einlief.

Leider kamen die reichlichen Einnahmen zu spät. Einmal war Stäbli nicht mehr gesund genug, um die besseren Zeiten zu genießen, und dann wußte er mit größeren Beträgen noch viel weniger umzugehen, als mit geringen. Es scheint ein Naturgesetz zu sein, daß eine gewisse Species von poetischen Gemütern absolut zu keiner Verwaltungskunst zu bringen ist. Und so war und blieb auch Stäbli unbelehrbar ein Kind den materiellen Bedingungen des Lebens gegenüber, und kein Bankier der Welt hätte es zu Stande gebracht, ihm sein Gerstchen beisammenzuhalten. Seine Großherzigkeit, seine Sorglosigkeit und unpraktische Weltfremdheit machten alle Versuche der Freunde zunichte. Es blieb nichts übrig, als den Stab in all seiner Pracht und Mangelhaftigkeit gewähren zu lassen und sich zu freuen, daß man solch einen Menschen überhaupt kannte und besaß. Wie wird er heute aus seiner paradiesischen Blumenaue herabschauen auf das elende Geschäftszeug, in das sie ihn im Erdendasein umsonst hereinzuzerren versucht haben!

„Hau zue!“ war sein Lieblingswort, wenn er Etwas, was seinem Wesen widerstrebte, mit plötzlichem Entschluß glanzvoll in eine Ecke warf, — ein Buch oder einen Brief. „Hau zue!“ wird er auf den ganzen irdischen Bettel rufen, wenn er jetzt auf ihn herabsieht.

— Ich habe nach seinem Tode verschiedentlich in den Nachrufen die Darstellung gefunden, als wäre Stäbli eigentlich ein derber und etwas unbeholfener Mensch

gewesen, ja, als hätte sein Wesen fast den Eindruck von abstoßender Verschlossenheit gemacht.

Wie verschieden doch ein und derselbe Mensch auf Verschiedene wirkt! Er muß wohl in einzelnen Augenblicken, wahrscheinlich, wenn ihm vor Solchen, die ihn nicht näher kannten, einer seiner prachtvoll kernhaften Ausdrücke entfuhr, so erschienen sein, sonst wäre es ja nicht möglich, daß das sich mehrmals erwähnt findet. Auch ist sicher, daß jede fremde Individualität bei einem so reichen Naturell, wie Stäbli war, durch ihre eigene Wirkung eine andere Seite auslöste oder einen anders gemischten Komplex seiner vielen Seiten. Aber in Wirklichkeit war sein Wesen das Gegenteil von derb, und das, was sich als Unbeholfenheit deuten ließ, ging bei ihm — im direkten Gegensatz zur Unbeholfenheit der manierenlosen Menschen, — aus übertriebenem Zartsinn hervor, aus wahrer Ehrerbietung. Es war das schüchterne Tasten eines von Grund aus höflichen Herzens, das ihn trieb, sich immer erst zu orientieren, wem er sich gegenüberbefinde. Gegen Manierenlosigkeit hatte er ja gerade einen ausgesprochenen Haß! — und in der Seele zuwider war ihm insbesondere jene gewisse Unverbindlichkeit und Verachtung guter gesellschaftlicher Formen, wie sie Einzelne unserer lieben Landsleute, auch während sie im Auslande sind, immer wieder als besondere Betonung ihrer schweizerischen, unabhängigen Mannhaftigkeit für nötig halten.

Eine typische Erfahrung dieser Art hat Stäbli zeitlebens als geflügeltes Wort benutzt. Zwei sehr wohlbestallte Herren aus einem mittleren Kanton hatten ihn aufgesucht und wünschten abends auch die vielgenannte Künstlerkneipe zu sehen. So erschienen sie denn, als die gewohnte Gesellschaft schon zahlreich beisammensaß, gingen auf Stäbli zu, der ihnen neben sich zwei Plätze freimachte, und setzten sich nieder. Die übrigen Künstler waren zuvorkommend zusammengerückt und warteten, die Gäste zu begrüßen. Die Landsleute aber schienen nur Stäbli als anwesend zu bemerken, worauf er sich denn verlegen erhob und in seiner schüchtern höflichen Weise fragte: „Darf ich Sie vielleicht zuerst mit den übrigen Herren bekannt machen?"

„Isch mer glich" — brummte der Eine.

Die groteske Komik dieser Antwort konnte natürlich von Niemand herrlicher genossen werden, als gerade von dieser witzigen Künstlerschaar, und das Gaudium versöhnte den guten Stäbli denn auch mit der momentanen Blamage. Aber hinterher machte er sich bezahlt, indem er sich dies wundervolle Citat zulegte und gerne Jemanden, der ihm verbindlich etwas anbot, mit dem klotzigen „Isch mer glich" in Heiterkeit versetzte.

Stäbli selber derb erfahren, haben wohl doch nur Diejenigen, welche ihm dazu Anlaß gaben, vor allem Solche, denen es etwa passierte, daß sie in seiner Gegenwart respektlos von respektgebietenden Dingen sprachen. Dann allerdings konnte ein göttlicher Zorn den ganzen



Parklandschaft (1882).
Besitzer: Regierung des Kantons Aargau.

Menschen packen. Dann runzelte sich das bewußte Michelangelöli-Gesicht bedrohlich, die roten Locken wurden geschüttelt, mit ungeahnter Beredsamkeit brachen plötzlich die Worte hervor und ließen den Unbedachten eine denkwürdige Lektion heimnehmen. Eine Berliner Allerweltsberühmtheit, die sich in Stäblis Hörweite geringschätzig über Hans Thoma's Kunst ausgelassen, könnte davon erzählen.

Auch gegen widerliche Frivolität, die nur die gemeine Freude am Niedrigen verriet, ohne durch das Gewand eines wirklich guten Witzes erträglich gemacht zu sein, konnte er mit verblüffender Hitze auffahren, mochte sich nun ein alter Kamerad oder ein eben grün Hinzugekommener in dieser Weise vergessen. Aber Keiner trug Stäbli solch einen Angriff nach, weil auch darin die ganze Gewalt seiner ehrlichen, famosen Persönlichkeit lag und der Zürnende sich überdies nur die Rückkehr in den so sehr wünschbaren Kreis versperrt haben würde. Es durfte auch Jeder mit Vertrauen zurückkehren; denn der Donnerer seinerseits verzieh, wo zu verzeihen war, so, wie er zürnte: mit Stäbli'scher Noblesse und vor Allem — mit vollendetem Geschmack.

Ueber Kunst liebte Stäbli nicht zu streiten. Er war zu sicher und reif, um alle Phasen immer wieder mit durchzudisputieren, welche die Andern durchmachten. Mit gereiften Kollegen freilich gab es genugsam vortreffliche Gespräche. Und welche wohlthuende Bestimmtheit, welche gefestigten künstlerischen Ueberzeugungen

traten dann zu Tage! Stäbli war sich ja schon früh über die Natur und die Grenzen seines Talentes klar geworden und hatte die deutsche Landschaft als das Gebiet erkannt, in dem er sich ausleben müsse. In Italien war er zu keiner wahren Befriedigung gelangt, so redlich er sich mühte, zur südlichen Natur ein Verhältnis zu gewinnen, und trotzdem er das Glück genoß, in Böcklins Gemeinschaft das Albanergebirg zu durchstreifen. „Bleiben Sie nur, Sie werden sich sicherlich allmählig hineinsehen!“ mahnte Böcklin. Aber eines Tages packte Stäbli dennoch zusammen, sehnsuchtstoll nach der nördlichen Natur, die ihm Alles sagte. „Und als ich glücklich durch's Gotthardloch war,“ erzählte er, „und in der Urschweiz wieder die ersten grünen Halden und unsre Bäume in der vollen Junipracht sah, da heulte ich vor Wonne!“

Wie sein Stoffgebiet, so hat er auch bald seinen Stil gefunden und sich später durch nichts mehr beirren lassen. Innerhalb dieser für ihn als richtig erkannten Vortragsweise aber hat er unermüdlich weitergestrebt, um eine immer großzügigere Wirkung mit immer einfacheren Mitteln zu erreichen. Als die „Sezession“ entstand und der französische Pleinairismus, wie man ihn auf der Glaspalast-Ausstellung von 1888 zum ersten Mal in voller Eindrücklichkeit in Deutschland kennen gelernt hatte, die neue Losung wurde, da sollte in München Jeder Farbe bekennen und sich da oder dort unter die Fahne stellen. Hie Lichtentdecker! Dort Nacht-

eulen! „Ich weiß gar nicht, was sie von mir wollen?" sagte da Stäbli geruhsam. „Ihre Weisheit kenne ich seit fünfundzwanzig Jahren und habe davon genommen was mir einleuchtet; und jetzt, wo sie sie endlich auch entdecken, machen sie ein Geschrei und meinen, Jeder müsse mit Fanatismus zu dieser neuesten Vereinsmeierei schwören!" Aber die Art, wie Stäbli seine französischen Anregungen aus den Sechzigerjahren, durch Rousseau, Corot, Troyon und Daubigny, in seinen eigenen Werken fruchtbar werden ließ, war nun bei weitem nicht mehr, was die Pleinair-Schwärmer von Jedem verlangten, der ferner noch als Künstler mitzählen wollte. Und ich erinnere mich eines drastischen Beispiels, wie tolerant, ja wie wohlwollend immerhin Stäbli die neuen Bestrebungen der Andern beurteilte, wenn sie nur ehrlich gemeint waren, wie grasgrün und einseitig dagegen die Neuerer damals absprachen. Er war eines Morgens von einem stürmischen Sezessionisten besucht worden und hatte am gleichen Tage den Besuch in dessen Atelier erwidert, um einige zum Fortschicken fertige Arbeiten zu sehen. Am Abend hörte ich folgende Urteile:

Der Sezessionist: „Heut war ich beim Stab. Es ist doch scheußlich, wie Der hoffnungslos seinen Stiefel weitermalt. Fünf Sachen standen herum. Eins wie das Andere der gleiche schwarze Dreck!"

Stäbli: „Du! Heut bin ich einmal beim Sounds im Atelier gewesen. Ja, ich kann dir sagen, mir hat dieser frische Zug ganz wohlgethan. Was sind

da für gesunde Sachen darunter gewesen! Mein Gnams ist ja dies Abschreiben der Natur nicht, und sie werden auch wieder davon zurückkommen; aber Respekt! Respekt!"

Nun! Stäblis „schwarzer Dreck" besteht heute mehr denn je als echte Kunst, während über jene im Jahre 1888 entdeckten Heilswahrheiten sich kein Mensch mehr aufregt.

— Unser Freund steht nun als Maler und als Kamerad in der abendlichen Tafelrunde vor Ihnen! Aber den ganzen Stäbli hat erst gekannt, wer ihn auch von seiner dritten Seite gesehen hat, außerhalb des Ateliers und außerhalb der Veltlinerei. In jenen Zwischenzeiten, wenn er auf einige Wochen oder Monate losgelöst lebte vom Drange seiner Production und vom Zwang der Wirtshausexistenz, die dem Junggesellen zeitweise so unleidlich wird. Draußen in der großen Natur, und draußen unter dem Dache von Freunden, im Familienkreis und in einer von andern, ihm sympathischen Gästen belebten heiteren, geistigen Geselligkeit. Da blühte erst der wahre Reichtum seines Wesens auf, und — wie sehr seine feine Natur sich im Umgang mit Frauen als dem Elemente guter Sitten wohlfühlte, bewies er durch das dankbar innige Behagen, das er alsbald in der veränderten Atmosphäre kundgab. Sein von Grund aus ritterliches, nobles Wesen, sein erfinderischer Sinn in zarten, ehrerbietigen Aufmerksamkeiten gewann ihm die Verehrung aller feinen Frauen, mit denen er in Berührung kam.



Heroische Landschaft (1878)
Besitzer: Herr Prof. Stadler, München.

In solchen Lebensrahmen, wo er sich ganz verstanden und ganz geborgen fühlte, entfaltete er denn auch sein unvergleichliches Talent der Mitteilung. Denn er hat wie wenige Menschen die Fähigkeit besessen, dem Andern auch jene Dinge zu vermitteln, für die das gesprochene Wort zu plump ist: alle die delikaten Zwischenstufen und Halbschatten des Empfindungslebens; und diese Ausdrucksweise war bei ihm zuletzt bis zu einer wahren persönlich-Stäblischen Kunstform ausgebildet.

Goethe erwähnt einmal, daß unter vertrauten Menschen leicht das Bedürfnis nach einem eigenen Jargon entstehe. Aber nicht nur das war hier der Fall, sondern es kam so weit, daß man manchmal, Stäbli gegenüber sitzend, des Wortes überhaupt nicht mehr bedurfte, sondern daß Einer vom Andern, indem man sich bloß ansah, bis aufs bestimmte Citat wußte, was er im Augenblick eines Vorfalles oder einer Bemerkung Dritter dachte. Eine Miene, ein Blick, das Summen einer Melodie, deren mitgemeinter Text das Nötige sagte, ein Seufzer, oder eine Gebärde drückten da vollkommener als jedes Wort Alles aus, was er sagen wollte. Stäbli war ein Virtuos der feinsten Intimität!

Leider ist dies nur nach Außen undarstellbar. Wer hätte auch seinen Kopf, seine Augen! Und dann ging es eben Moment für Moment unmittelbar hervor aus der unglaublichen Subtilität seines Gemütes und seines

überall, im Großen wie im scheinbar banalsten Detail des Lebens künstlerisch erfassenden und künstlerisch wiedergebenden Geistes. Drastisch zu reden: ein alter Schuh auf der Landstraße oder ein Milchhafen vor einem Küchenfenster waren nicht zu gering, ihm einen gemütvollen oder geistreichen Einfall auszulösen. Zu ihm sprach Alles und Jedes, für ihn war Alles beseelt, und ein Gegenstand von irgend welcher Prägnanz repräsentierte ihm sofort eine ganze Empfindungssphäre.

So liebte er, um ein Beispiel anzuführen, überaus den Anblick einer altväterischen, silbernen Heißwasserkanne, zopfig, mit Rosenguirlanden, die er ihres hohen, haubenartigen Oberstückes wegen „die Frau Landpfarrer" nannte. „Jä wo ist au d' Frau Landpfarrer?" fragte er manchmal am ersten Abend nach seiner Ankunft bei Tische und bat, daß man sie vor sein Gedeck postiere, auch wenn kein Thee getrunken wurde. Und dann war er beglückt von ihrem heimeligen Anblick und behauptete, jetzt erst fühle er sich ganz wieder da.

Solche Liebhabereien für Gegenstände hingen fast immer mit Erinnerungen an die Schweizerheimat zusammen. Denn was die Jugendzeit und die gute Erziehung in einem liebevollen Elternhause, was Sitten und Begriffe einer kleinen Schweizerstadt in der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts dem Knaben eingepflanzt, — was die Beobachtungen und Erlebnisse in Schule, Gassenleben und schöner Natur in seinem Kindergemüt

als Welt aufgebaut hatten, das ist bis zum Tode für Adolf Stäbli eine teure, beglückende Welt geblieben. Daran hat er sich gehalten in den schwersten Kämpfen, aus ihr sind noch freundliche Schimmer geglitten selbst über die dunkelsten Zeiten des Elends in der Fremde draußen. Wenn er von daheim zu erzählen begann, so wurde das ein Schildern von der poetischen Fülle des grünen Heinrich. In unsern alten Kleinstädten prägen sich ja die Eindrücke des täglichen Lebens einem jungen Gemüte viel farbiger und bestimmter ein, als an den großen Orten. Sie wiederholen sich da in beschränkterem Rahmen und knüpfen sich an eigenartigere, naturwüchsiger gebliebene Persönlichkeiten, deren jede wiederum viel öfter angetroffen und zusammenhängender in ihren Lebensäußerungen und Eigentümlichkeiten von einem Kinde beobachtet werden kann. Wie glücklich kamen in diesem Fall die äußeren Umstände dem angeborenen Sinne Stäblis fürs Charakteristische entgegen! Und was für plastische Gestalten marschierten auf, wenn er sein Winterthur von damals schilderte.

Von seinen ersten zwei Schulschätzen angefangen, die er später „die irdische und die himmlische Liebe" taufte, bis zu den gefürchteten Respektspersonen in Schule und Kirche und einer Reihe verehrter Honoratioren, die mit seinem Vater befreundet waren und später zum Teil seinen Trieb zur Kunst förderten.

Mit seinem ersten Schulschatz „— s' Mori * * *, i wäiß nid, läbts no," — pflegte er auf einem Bauern-

hofe vor der Stadt zu „reudezwuseln", — „wils dert eso schöni Säu und Vordergründ gha hät!" Im Entzücken über die Fülle der Natur und im jugendlichen Zärtlichkeitsdrang küßte er aber das kleine Mädchen so leidenschaftlich ab, daß er eines Tages von ihm den schönsten „Rüfebart" erbte, und das war nicht nach dem Sinne der Eltern. Es setzte eine gründliche Untersuchung ab, woher die fatale Verzierung komme, und der Befehl erging, diesen „grusigen" Schatz augenblicklich abzudanken.

Die zweite Liebe wandte sich einem ätherischen, kränklichen Weselein zu und blieb lange geheim. Als sie aber dennoch entdeckt wurde, versuchte der Vater, der wußte, wie viel der Sohn auf sein ästhetisches Urteil gab, diesem die Neuerwählte mit der spöttischen Bemerkung zu verleiden: „O Jessis! isch das jetz din neue Schatz? — e sones Quäággli?" Das kränkte zwar Adolf tief, sein treues Gemüt ließ ihn aber an der einmal Erkorenen trotzdem festhalten, bis das „Quäággli" infolge seiner Fadenscheinigkeit plötzlich von der ersten, besten Kinderkrankheit wirklich dahingenommen wurde, um hierauf in seinem Herzen — im Gegensatz zu dem robust weiter lebenden, irdischen „Rüfemeitli" — zur Ehrenstellung seiner himmlischen Liebe aufzurücken.

Soll ich weitererzählen von seinen Liebeskünsten? „Minetwäge! — i bi jo nid derbi!" höre ich den Guten sagen. Es ist auch besser; denn der dritte Eindruck scheint ihm schon stärkeres Herzklopfen gemacht und sehr demjenigen geglichen zu haben, den der grüne



Frühlingsstimmung (1881).
Besitzer: Frl. Math. Freytag, München.

Heinrich bei seiner schönen Cousine Judith erlebte. Er fiel schon in die Zeit seiner ersten Kunstbethätigung, wo sein jugendliches Gemüt allen Eindrücken offenstand. Er malte Studien an der Reuß und hatte sich in einer Mühle bei Mellingen einquartiert. Während seines Aufenthaltes kam nun da ein kleines Müllerlein zur Welt, und da er zu Gevatter gebeten wurde, sah er eines Tages als Pathin eine wunderschöne, junge Witwe in der ländlichen Einsamkeit anrücken. Er hätte nach der Taufe verreisen sollen; aber jetzt verreiste er nicht; er blieb; er blieb den ganzen Mai und den halben Juni lang, und nie hat er so leidenschaftlich von der Schönheit der blühenden Büsche und des hohen Grases, vom durchsichtigen Zauber der junggrünen Buchen und dem leisen Gurgeln der Flußwellen geschwärmt, als im Zusammenhang mit diesem Maimonat und der „Witwe von Melligen." Wer sie war, hat er um keinen Preis verraten, — weshalb eine neugierige Dame ihn einmal mit der Anzüglichkeit neckte: „es sei am Ende gar die Witwe Cliquot gewesen?"

Nun ja! von der Witwe Cliquot sollte gewiß auch ein Wort geredet werden, wenn man Stäblis Bild wahr und vollständig zeichnen soll. Oder vielmehr nicht von der „Witwe Cliquot", sondern von gutem und starkem Veltliner. Aber wer darf sich da zutrauen, die Grenze zu bezeichnen, wo beim Einzelnen, und vollends bei einem außergewöhnlichen Menschen, das körperliche Bedürfniß aufhört und persönliche Neigung anfängt?

Gottfried Keller sagt einmal: Ob Einer sich beim Schaffen zusammennehme, darauf komme es an und darüber habe die Welt ein Recht zu reden; was er aber daneben treibe, das gehe sie nichts an. Und ich meine, wir haben es wahrlich vor Augen, wie Stäbli sich beim Schaffen zusammengenommen hat. Wenn aber am Ende eines Lebens diese Leistungen für die Allgemeinheit dastehen, dann hat man kein Recht, mit Wenn und Aber zu klügeln, was noch mehr hätte herauskommen können. Wer will überhaupt die geheimnisvollen Bedingungen zur künstlerischen Production untersuchen? zu der Fähigkeit: aus Nichts Etwas zu erschaffen! Thatsache ist, daß eine ganze Anzahl productiver Männer ersten Ranges den kräftigen Weingenuß nicht entbehren konnten, und es ist trotz vielen Streites noch immer nicht erwiesen, ob gewisse Höhepunkte ebendieser mysteriösen künstlerischen Hervorbringungskraft durch den Wein oder trotz des Weines erreicht worden sind. Stäbli ist zur Zeit seiner großen Not zu diesem Hülfsmittel gekommen. Damals, als man dem Verzweifelnden durch jenen abendlichen Kneipkredit den Becher förmlich an die Lippen schob. Wer hätte da nicht zugegriffen, zumal mit den andern Bechern eine Schaar geistreicher, tüchtiger Männer anstieß, auf alles Schöne und Große. Wer will es ihm verdenken, daß er da festwuchs, wo er auf Stunden wenigstens die grausame Feindseligkeit der Realität vergessen und in der fruchtbaren Anregung jener verführerischen Tafelrunde seinen

künstlerischen Mut wieder aufstacheln lassen konnte! Daß einen so sensitiven Organismus wie den seinen das Reizmittel auf die Dauer mehr angriff, als manchen derberen und stumpferen, das ist klar. Aber wie nobel bis in die innerste Faser muß eine Natur gewesen sein, die dabei niemals ihre stille Würde einbüßte, die niemals den Andern in der Becherlaune verletzte, die selbst in ihren schwachen Stunden nie gewöhnlich geworden ist! — Man hat in der Heimat oft die Frage hören können, warum ein Mann wie Stäbli eigentlich sein Leben lang im Ausland bleibe, wenn er doch so sehr am Vaterland hänge? Die Antwort wird nie gerne vernommen, so wenig sie einen Vorwurf in sich schließen will. Aber es ist einmal so: in der Schweiz weht keine Luft für den Künstler; und Jeder von denen, die im Auslande bleiben, ist tief von der Einsicht durchdrungen, daß es nicht anders gehe, wenn sein Schaffen und seine stetige Entwicklung nicht Schaden leiden sollen. Ja, der Größte der Heimgekehrten, dessen Vaterlandsliebe und dessen Verständnis für die heimischen Zustände über allem Zweifel steht, Gottfried Keller, hat direkt geschrieben: „Für den Poeten ist die Schweiz ein Holzboden!" Und für das Draußenbleiben der Maler hat er noch speziell eine vortreffliche Erklärung gegeben. Sie steht in dem Aufsatze des Nachlasses „Ein bescheidenes Kunstreischen" und lautet:

... „Die Bedeutenden unter unsern Schweizerkünstlern leben meistens in einer Art freiwilliger Verbannung;

entweder entsagen sie der Heimat und verbringen ihr Leben dort, wo Sitten und Reichtümer der Gesellschaft, sowie Einrichtungen und Bedürfnisse des Staates die Träger der Kunst zu Brot und Ehren gelangen lassen, oder sie entsagen, gewöhnlich in zuversichtlichen Jugendjahren, diesen Vorteilen und bleiben in der Heimat, wo ein warmes Vaterhaus, ein ererbter oder erworbener Sitz in schöner Lage, Freunde, Mitbürger und Lebensgewohnheiten sie festhalten.

Gelingt es auch dem Einen und Andern, seine Werke und seinen Namen in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen und sich zu entwickeln, vermißt er auch weniger den großen Markt und die materielle Förderung, so ist es doch bei den besten dieser Heimsitzer nicht leicht auszurechnen, wie viel sie durch die künstlerische Einsamkeit, den Mangel einer zahlreichen ebenbürtigen Kunstgenossenschaft entbehren. Alle Liebhaber, Dilettanten, Schreibekritiker regen weder an, noch ist etwas von ihnen zu lernen; man kennt uns ja insgesammt daran, daß wir vor allem neu Entstehenden uns entweder mit alten Gemeinplätzen behelfen oder uns erst besinnen und suchen müssen, was wir etwa sagen können oder wollen, um nur etwas zu sagen. Der wirkliche Kunstgenosse dagegen weiß auf den ersten Blick, was er sieht, und beim Austausche der Urteile und Erfahrungen verständigt man sich mit wenigen Worten. Und nicht nur das tägliche Schauen alter und neuer Meisterwerke und der Wetteifer mit vielen tüchtigen Genossen erhalten die Kraft:

auch der Ärger über widerstrebende Richtungen, der kritische Zorn über die hohlen Gebilde aufgeblasener Nichtkönner ist gesund und bewahrt die Künstlerseele vor dem Einschlafen, und auch diese Nutzbarkeit ist nur auf den Plätzen des großen Verkehrs zu haben. . ."

Zu dieser Darlegung Gottfried Kellers kann man hinzufügen, daß zum Draußenbleiben eines Manchen auch das Bewußtsein beiträgt: daheim im Lebensbilde schweizerischer realer Tüchtigkeit mehr eine unverständliche, als eine gute Figur zu machen. Wo die Nützlichkeitsfrage als Wertmesser für alle menschliche Thätigkeit obenan steht, kann der Künstler nicht bestehn. Sein Streben hat mit Nützlichkeit nichts zu schaffen und die Art seines Arbeitens mit der geregelten Tagesarbeit der andern Berufe nichts gemein. Sie ist unkontrollierbar, macht Pausen oder verzehrt wieder förmlich den Hervorbringenden, sodaß der Künstler unter stetig Fleißigen sich zeitweilig ausnimmt wie ein Tagedieb.

Wie oft ist dieses Thema in München erörtert worden, wenn Otto Froelicher oder Stäbli wieder von einem Aufenthalt in der Heimat zurückkamen! Und noch ein Punkt ist da mit einleuchtender Klarheit festgestellt worden: die Unvereinbarkeit dessen, was daheim von jedem Einzelnen an politischem Interesse gefordert wird, — und dessen, was ein künstlerisch schaffender Mensch notwendig gerade dem politischen Leben schuldig bleiben muß. In unsrem republikanischen Staatswesen regiert, was eine große Stärke der Schweiz ausmacht, ein strenger

Bürgergeist, der es nicht gerne sieht, daß neben dem Willen des Ganzen der Einzelwille sich zur Geltung bringe. Jeder soll sich der gegebenen Ordnung des Staates und der Sitte als nützliches Glied einordnen, und er wird von seinen Mitbürgern in dem Maaße geschätzt, als er an seinem Teil sichtlich zur Erhaltung und Förderung der großen gemeinsamen Sache beiträgt. Wer sich in Gegensatz zu dieser Forderung stellt, wer sich persönlichen Leistungen in dieser Form entzieht, und für seine Individualität Sonderrechte in Anspruch nehmend, diesem vermeintlichen Nur-Ich eigene Wege gönnen will, der wird bald zu fühlen bekommen, daß er bei Seite steht als Einer, der in der Gemeinde nicht vollwichtig mitzählt. Nun muß aber die Erkenntnis und Ausgestaltung seiner Individualität das A und O jedes zu künstlerischem Schaffen berufenen Menschen sein, und der Genius kann sich der allgemeinen Regel nicht einfügen, weil er sich selbst die Regel ist. So geht er denn in stiller Würdigung der heimischen Verhältnisse, aber auch im klaren Bewußtsein der Berechtigung seiner abweichenden Ansprüche, zum Lande hinaus und macht sich dort ein Plätzchen warm, wo er vorbereiteten Boden findet. Der Namen, die da aufzuzählen wären, und deren idealer Dienst ans Vaterland so, von draußen herein, geleistet wurde, ist kein Ende; Stäbli und Froelicher waren zwei typische Vertreter.

In dieser freiwilligen Verbannung aber wird, gleichsam zur Entschädigung des heimattreuen Herzens, dann meist



Flusslandschaft (1895).
Besitzer: Herr Walther Siegfried, Partenkirchen.

ein um so innigerer Kultus mit allem getrieben, was schweizerisch ist. So hielt es Stäbli. In Sprache und Gepflogenheiten, im Festefeiern und Anekdotenerzählen, in Speisen und Getränken. Sein Ausdruck des höchsten Behagens an irgend einer häuslichen Darbietung lautete: „O, das ist ja ganz, wie ame deheime!" und wie mancher Satz fing an: „Wo mer no Chinder gsi sind, hämmer das und das müesse.." „Wo d'Muetter selig no glebt hät, isch das der Bruch gsi..." oder: „Z'Winterthur händ sie's amig eso gmacht..." Ja, bei seiner kindlichen Gemütsart wandelte sogar noch den Fünfziger zuweilen das Bedürfnis an, ein freundliches Wort der Zufriedenheit mit seinem Verhalten zu hören, wie er es vor Zeiten daheim von den Eltern oder den Lehrern gehört. Plötzlich, mitten aus fröhlichem Tischgespräch konnte er sich mit dem Ton eines kleinen Buben an die Hausfrau wenden: „Bin i brav?"

„Ja ja Stab! Sie sind brav."

„He nu!" — und dann aß er komisch bescheidentlich weiter oder brach in ein glückliches Lachen aus.

Was für einen immerwährenden Zusammenhang mit der Heimat bildete für ihn Gottfried Keller! Wie kannte er ihn, wie lebte er in seiner Poesie und mit seinen Gestalten, wie köstlich führte Stäbli seine Beobachtungen an Landsleuten manchmal auf Seldwyla zurück! Ich möchte behaupten, einen der wonnigsten Augenblicke in Stäblis ganzem Leben mit angesehen zu haben, der so von Gottfried Kellers Gnaden entstand.

Wir hatten eines Abends nach Tisch, als der Spätherbstwind draußen so recht, wie er es liebte, ums Haus sang, wieder einmal den artigen John Kabys vorgenommen, den Schmied seines Glücks, und zum Genuß eines möglichst vollkommenen Behagens Stäbli mit einem tiefen Lehnstuhl, einem warmen Hausrock und einem guten Tropfen versehen. So schwamm er denn schon in ansehnlicher Wonne, als wir auch noch zur Schilderung der materiellen Genüsse gelangten, die im Hause Litumlei im Schwange waren. Und wie nun die Stelle kam, wo Herr Adam, der geschlechtergründende Erzvater, in den Keller steigt, um eigenhändig eine uralte Flasche Rheinwein zu holen und John Kabys günstig zu stimmen, da konnten wir uns nicht enthalten, schnell ein Gleiches zu thun, um unsern Genuß an der Novelle mit dieser herrlichen Uebereinstimmung der Umstände auf die allerletzte Höhe zu bringen. Der eingeschenkte Römer stand nun vor Stäbli; bei Gottfried Keller aber hieß es weiter: „Als die entfesselten Sonnengeister unsichtbar über den Kristallgläsern dufteten, die gar fein erklangen, und mit jedem Tropfen des flüssigen Goldes, das man auf die Zunge brachte, schnell ein Blumengärtlein unter die Nase zu wachsen schien, da erweichte der rauhe Sinn John Kabyssens ...“

„Hör uf!“ schrie da Stäbli, „das ist zu gottvoll!“ Und er setzte den Kelch an die Lippen und trank, die Augen schließend, dem seligen Gottfried eins zu,

wie ihm verständnisvoller gewiß niemals aus einem Künstlerherzen zugetrunken worden ist.

Diese wundervolle Genußfähigkeit Stäblis beglückte auch die Andern mit. Durch die Natur mit ihm zu schweifen, oder ein Kunstwerk anzusehen oder gute Musik zu hören, war doppelter Genuß. Er war darin der ganze Künstler — im Gegensatz zu den Nurmalern, daß er auf allen Kunstgebieten mit dem gleichen sicheren Instinkt sofort spürte, was ersten Ranges war, auch wenn er die fachlichen Specialbedingungen nicht näher kannte. Und für Alles war eine feingestimmte Empfänglichkeit da; es war kein todter Punkt in dieser Natur.

Das Theater vertrug er, wie viele Maler, nur noch in Ausnahmsfällen, weil ihm alles Komödianten- und Pappdeckelhafte ein Gräuel war. Sein letzter großer Eindruck war die Kunst der Duse, deren erschütternde Eindringlichkeit er sich mit einem ungewöhnlichen Maß von Leiden erklärte, die diese Frau durchgemacht haben müsse. „So!" sagte er, nachdem er sie an zwei Abenden erlebt, — „daran habe ich nun für den Rest meines Lebens genug. Ich sehe doch nichts Gleichwertiges mehr."

Stäbli las lauter gute Sachen. Viel Shakespeare und Schiller, die seiner Natur noch näher standen, als Goethe; dann die deutschen Nachklassiker und die Schweizer Schriftsteller. Einen stillen Busenfreund besaß er an Wilhelm von Humboldt, dessen „Lichtblicke" nebst einem Stäbli persönlich gewidmeten Goethe-Brevier mit Aus-

sprüchen über Leben, Kunst und Religion, stets auf seinem Nachttisch lagen. Aus Hebel nahm er immer wieder einen Atemzug allemannischer Heimatluft; Wilhelm Buschs lachende Betrachtsamkeit aber war ihm wie eigenes Reden. Buschische Citate kamen aus Stäblis Mund so trefflich und sicher, wie das Tüpfchen aufs i. Auch die „große Literaturballade" über Goethe und Schiller, die „Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten" und die Schauerpoesie der Jungfer Friederike Kempner waren stets auf seinen Lippen und setzten seinen Gesprächen hundert lustige Glanzlichter auf.

So löste er aber auch manchmal, wie aus einem Trieb von Gefühlskeuschheit, eine begeisterte Naturbetrachtung plötzlich zum Schluß in ein juxiges Citat auf, gleichsam als möchte er das laut gewordene Heilige schnell wieder zurücknehmen; und ich erinnere mich z. B., wie er von der Majestät einer winterlichen Vollmondnacht im Gebirg, in der sich die verschneiten Wälder und eisigen Zacken schreckhaft plastisch aufbauten, ganz hingenommen war und dann auf einmal im absichtlich ärgsten Winterthurer-Hochdeutsch in die Deklamation ausbrach:

„O wie stehst du mitternächtig
Duftrer Urwald, dorten da!
O wie bist du groß und prächtig
Inneres von Amerika!"

— Man hat dem Guten im Freundeskreise eine Menge Schnitzer angedichtet, die er im Verkehr mit hohen Herren

gemacht haben sollte. So hieß es, daß er den Prinz-Regenten von Bayern, wenn dieser Landesvater ihn im Atelier besuchte, immer „Hochwürden“ tituliere, statt „Königliche Hoheit“, und daß er an den schweizerischen Bundesrat, als er sich für den Ankauf eines Bildes bedankte, „lieber Herr Bundesrat“ geschrieben und überdies in der Zerstreuung ein Briefböglein mit einem Vergißmeinnicht genommen habe.

„Stab, ist das wahr?“ fragte man ihn einmal aufs Gewissen.

„Sie sagen mir's wenigstens nach,“ antwortete er gutmütig, — „gliche thät's mer scho!“

Uebrigens pflegte Stäbli, wenn er den blauen Hofwagen des Prinzen Luitpold vor dem Hause stehen sah, manchmal Reißaus zu nehmen und in den benachbarten Straßen zu promenieren, bis die hohe Ehre für diesmal vorüber war. Denn die ungestörte Stimmung zum Arbeiten ging ihm weit über den Zeitungsbericht, daß der Kunstmaler Stäbli wieder vom Regenten besucht worden sei. Als er aber nach der Verleihung des Professortitels in der Residenz seinen Dankbesuch abzustatten ging, wartete die ganze Freundesbande im „Veltlin“ auf des befrackten Stabs Rückkehr, um die Erzählung des höfischen Abenteuers frisch von ihm selbst zu hören. Aber wie er Menschen und Dinge nur nach ihrem wahren Werte nahm und dadurch im gegebenen Moment trotz allem eine prächtige innere Freiheit behielt, so hatte ihn auch diese Audienz durchaus nicht um seine schelmische



Sommertag (Ammer bei Polling). 1895.
Besitzer: Herr Hans Lüthy, Vevey.

Beobachtungsfähigkeit gebracht. Und als er endlich erschien, wie ein Kind, das von einer seltenen Ceremonie in die Familie zurückkehrt und sich ein wenig über seinen festlichen Aufzug geniert, da legte er den chapeau claque, das fremde Möbel, beiseite und begann den Rapport mit dem zärtlichen Gesang:

„Ach Jener mit dem Federnhut,
Wie war er lieb! wie war er gut!"

Dieser Humor ist Stäbli treu geblieben bis zur letzten Stunde. Vierzehn Tage vor seinem Tode habe ich ihn zuletzt besucht und das alte Lächeln wie immer zwischen den ernsten Gesprächen hervorbrechen sehn. Es war der freundlichste Eindruck, den man als letzten gerade von Stäbli sich wünschen konnte. An einem goldigen Septembernachmittag, im weiten Garten der Kuranstalt Thalkirchen bei München, lag er wohlgebettet auf einem Liegstuhl im Sonnenschein, einen rot und weißen Baldachin über dem Kopf, zur Seite auf einem Stuhl sein Glas Veltliner, auf dem Schoß eine Garbe herrlicher dunkelroter Rosen mit üppigem Blattwerk und langen Stielen, wie er sie ganz besonders liebte. Wohin er schaute, sah er nur köstliche, grüne Rasenflächen mit glühenden Herbstblumen, und mächtige Baumgruppen, die dort an den Isarfällen prachtvoll gedeihen. Von draußen war gedämpft das Rauschen des Flusses zu hören. Der Freund sah auf einmal sehr zerfallen aus; eine Täuschung war für seine Umgebung nicht möglich, daß es diesmal zu Ende ging. Er aber glaubte in abseh-

barer Zeit sicher wieder an der Arbeit zu stehen und beklagte sich nur über die lähmende Müdigkeit, die ihn immer noch zwinge, da auszuharren. „Wenn ich von hier bis zum Gartentor gehe, muß ich schon wieder sitzen," sagte er, „und doch ists im Kopfe jetzt so frisch, daß ich jeden Tag anfangen möchte. Ich hätte so viel zu machen, was mir klar vor den Augen steht!"

Wir fragten ihn, ob er die goldene Medaille, die ihm von der internationalen Kunstausstellung zugesprochen worden war, etwa schon da habe?

„Ebe nid!" sagte er; — „es ist eigetli schad! i chönnt jetz eso schön dermit gfätterle!"

Wir hatten ihm dann von Adolf Hildebrand auszurichten, daß zu ihm, als er von Florenz angekommen sei, ein Münchner Künstler, auf dessen Urteil Stäbli viel hielt, gesagt habe: „In der ganzen Ausstellung sei diesmal das Interessanteste zwei angefangene Landschaften von Stäbli."

„Ja was!" sagte Stäbli erfreut, – „wie artig, daß mir Hildebrand das sagen läßt. He nu, so kann ich Euch jetzt auch etwas erzählen, was mir Bayersdorfer vom Böcklin gesagt hat." Aber sofort glitt Stäbli wieder ab. Es schien ein Kompliment zu sein, das er nicht über die Lippen brachte.

„Nun, Stab! nur nicht ausglitschen!" mahnten wir; „jetzt heraus damit!"

„Meinetwegen denn! Ihr wißt ja doch, daß kein Ausspruch der Welt das Glück zu erhöhen vermag, das

einem das Schaffen selber gibt; — aber es hat mich doch in den letzten zwei Jahren oft ermutigt. Also: wie der Böcklin das letzte Mal in München war, sei er mit Bayersdorfer durch die Ausstellung gegangen und habe die ganze Zeit kein Wort gesprochen; aber vor meinen zwei Bildern sei er lange stillgestanden. Und als sie wieder draußen auf der Straße gewesen, habe er gesagt: Im ganzen Glaspalast sind nur zwei Kunstwerke, und die sind natürlich vom Stäbli!"

In diesen schönen Eindrücken von der wertvollsten Zustimmung der Kollegen, von der öffentlichen Anerkennung, die in der Verleihung der ersten Medaille lag und vom Verkauf beider ausgestellten Bilder hat er seine letzten Lebenstage verbracht. Unser Landsmann Meyer-Basel bot seinen ganzen Einfluß auf, daß die Medaille vor dem Ausstellungsschluß dem Sterbenden dann doch noch eilig überreicht wurde, wie denn dieser ausgezeichnete Freund, wo immer sich Gelegenheit bot, mit zart und unsichtbar wirkenden Händen für Stäblis Wohl und Interesse thätig gewesen ist und noch den Nachlaß mit unermüdlicher Umsicht hat ordnen helfen.

Am 21. September (1901) ist Stäbli sanft ausgelöscht, — in der stillen Herbstsonne, an einem Samstag, so ganz wie es zu ihm paßte.

Eines solchen Menschen Hingang wird den Freunden zur Erbauung; denn es ist ein Großes, sich zurückzuversetzen in eine Erscheinung, von der einem hinterher nur immer klarer wird, daß an ihr trotz der menschlichen

Schwächen, denen Keiner entgeht, Alles vom edelsten Stoffe war.

Man hat keinen unechten Faden, keine geringe Neigung in ihm gefunden. Und es ist vollkommen berechtigt, daß München im Nachrufe, den es Stäbli widmete, seinen Eindruck von dem anspruchslosen, großen Schweizerkünstler, der über dreißig Jahre in seinen Mauern gelebt hat, in das Goethesche Wort bei Schillers Tode zusammenfaßte:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
„Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Jetzt — denken seine Freunde sich ihn in einem herrlichen Himmel. In einem Himmel voll unendlicher Schönheit: voll Stäblischer und Böcklinscher Landschaften, voll verklärter Musik, voll seligen Friedens und überirdischer Heiterkeit. Denn an einen solchen Himmel hat er geglaubt und sich ihn ausgemalt mit Innigkeit und Humor. Mit einer solchen höheren Heimat hat Stäblis Wesen lebenslang ahnend zusammengehangen.

Wir aber erbauen uns am Abglanz, den er uns davon in seinen Werken hinterlassen.



Juni-Einsamkeit.
Besitzer: Herr Walther Siegfried, Partenkirchen.